

Zehntes Kapitel. Das Buch der Lieder.

Wenn der Psalter Spittas, des Jugendfreundes, ein Erbauungsbuch der frommen Gemeinde geworden, so ist Heines „Buch der Lieder“ ein Gesangbuch der modernen Gesellschaft geblieben, deren Freuden und Sorgen, deren Qual und Sehnsucht der Dichter verstanden hat, wie kein Zweiter neben ihm. Seine Furcht, daß diese Lieder jemals ihren süßen jungfräulichen Reiz verlieren würden, hat sich als unbegründet erwiesen — *il morto Enrico poetava ancora!* Der tote Heinrich Heine singt noch immer, und solange deutsche Lieder klingen, so lange wird das deutsche Volk den Zaubertönen lauschen, die aus dem „Buch der Lieder“ hervorrauschen.

Unabhängig von dem Streit, der seit Jahren um die Person und den politischen Charakter des Dichters entbrannt ist, steht die Thatsache fest, daß dieses „Buch der Lieder“ diejenige Gedichtsammlung ist, die — die Gedichte Schillers und Goethes ausgenommen — in diesem Jahrhundert die größte Popularität erlangt hat. Natürlich ist das „Buch der Lieder“ im Zusammenhang mit der poetischen Eigenart Heines überhaupt oft und von allen Standpunkten aus Gegenstand der ästhetischen und kritischen Behandlung gewesen. Eine Betrachtung über dieses Buch vom bibliographischen Gesichtspunkte aus, die bisher noch nicht versucht wurde, dürfte aber doch noch manche interessante Einzelheiten bieten, die bisher nicht allgemein bekannt sind. Vor mir liegt die erste Ausgabe dieses „Buches der Lieder“. Sie ist so einfach als möglich, ja vom heutigen Standpunkt aus noch einfacher als möglich, und selbst für den damaligen Standpunkt deutscher Buchausstattungen viel zu einfach. Wir geben eine Abbildung des Titelblattes dieser ersten Ausgabe nebenstehend.

Das Papier ist ein recht ordinäres, grau, ohne jede Widerstandsfähigkeit, der Einband ein einfacher Pappdeckel ohne den geringsten künstlerischen Schmuck und ohne jedes Ornament. Dagegen ist der Druck, obwohl fast in Petitschrift gehalten, doch auch heute noch, nach zweiundsiebzig Jahren, klar und leserlich.

Druck und Papier stammen aus der Campeschen Offizin in Nürnberg. Aus einer litterarischen Anzeige am Schlusse entnehmen wir, daß auch Exemplare auf „feinem Belinpapier“ hergestellt wurden. Die gewöhnlichen Exemplare kosteten 1 Reichsthaler, die besseren 1 Reichsthaler 12 Groschen.

Wie ist nun diese erste Ausgabe entstanden? Es sind dabei vom bibliographischen Standpunkt folgende beide Thatsachen interessant: 1. Das „Buch der Lieder“ enthält kein einziges Gedicht, das Heine nicht schon früher veröffentlicht hatte. Ihre Popularität haben diese „Frühlingslieder der modernen Gesellschaft“ aber doch erst durch jene Sammlung erlangt. 2. Heine hat für sein „Buch der Lieder“ kein Honorar bekommen!

Buch der Lieder



von

H. Heine.

H a m b u r g
bei Hoffmann und Campe.
1827.

Titelblatt der ersten Ausgabe des Buches der Lieder.

7°

Schon im Winter 1826 hatte Heine an seinen Freund, den Kaufmann Friedrich Merckel, geschrieben: „Einige Freunde dringen darauf, daß ich eine auserlesene Gedichtsammlung, chronologisch geordnet und streng gewählt, herausgeben soll, und glauben, daß sie ebenso populär wie die Bürgerische, Goethesche, Uhlandsche etc. werden wird Ich würde einen Teil meiner ersten Gedichte aufnehmen, ich darf es ruhig thun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar gegeben hat; ich nehme fast das ganze »Intermezzo« — könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die späteren Gedichte, wenn Campe, von dem ich keinen Schilling verlangen würde, wenn er das Buch verlegen wollte, nicht fürchtet, daß die »Reisebilder« dadurch beeinträchtigt würden. Wie gesagt, ich wollte für dieses Buch keinen Schilling verlangen. Die Wohlfeilheit und die anderen Erfordernisse des Populärwerdens wären meine einzigen Rücksichten . . . Hör' doch mal aus Campe heraus, ob ihm solch' ein Plan nicht mißfällt und ob er solchem Buch — es wär' keine gewöhnliche Gedichtsammlung — Absatz verspricht . . .“ Nun muß gesagt werden, daß Julius Campe diesem Plan von vornherein gar nicht geneigt war. Er liebte nicht den Verlag von Gedichten; erst nach langem Zureden entschloß er sich nach Zusicherung sämtlicher künftiger Auflagen des „Buches der Lieder“, über ein Darlehen von 50 Louisdors, das Heine im Frühjahr bei ihm gemacht und auf dessen Rückgabe er wohl ohnedies nicht mehr gerechnet, zu quittieren.

Die geringen Erwartungen, die Campe hegte, teilten sich auch Heine mit. Mitte Oktober 1827, sobald Heine nach Hamburg kam, begann der Druck. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß Heine damals auf Druck und Ausstattung seiner Werke großes Gewicht legte und sich deshalb oft in Streitigkeiten mit seinem Verleger verwickelte. Ja, beim zweiten Band der „Reisebilder“ verstand er sich sogar zu einer Honorarverkürzung von 30 Louisdors, einer für die damaligen Verhältnisse Heines sehr bedeutenden Summe, damit das Buch auf besserem Papier gedruckt werden könnte.

Sehr interessant sind die Korrekturen, welche er machte. So schreibt er einmal an seinen Freund Merckel, der den Druck überwachte, aus Lüneburg: „Du mußt in den Seebildern »auschilt« statt des unrichtigen »auschalt« setzen, auch kannst Du »gottbefruchtete Jungfrau« statt »gottgeschwängerte« lesen. Uebrigens bezieht sich das auf die Königstochter, die Juno immer verfolgte, wenn Jupiter sie geschwängert hatte, wie sie denn auch den Herkules, den Zwölf-Wunderthäter, als solchen Gottessohn verfolgte“ „Ist das Wort »Josty-baiers« nicht richtig geschrieben, so ändere es“.

Mitte Oktober wurde das Buch versandt. Heine schrieb Ende des Monats an seinen Freund Moser: „Durch Buchhändlergelegenheit habe ich das Buch schon an Dich von Hamburg aus abgeschickt. Es ist wunderschön ausgerüstet und wird

wie ein harmloses Rauffahrteisschiff unter dem Schutz des zweiten Reisebilderbandes ruhig ins Meer der Vergangenheit hinabsegeln“.

Der Erfolg sollte diese schlimmen Prophezeiungen jedoch glänzend widerlegen. Allerdings war dieser Erfolg nur ein langsamer. Sowohl die Kritik wie das Publikum ließen sich sehr lange Zeit, ehe sie das Buch nach seiner vollen Bedeutung würdigten. Die erste Auflage, die Campe in 5000 Exemplaren drucken ließ, brauchte zehn Jahre, ehe sie vergriffen war, während der erste Band der „Reisebilder“, gleichfalls in 5000 Exemplaren, schon nach einem Jahre vergriffen gewesen ist.

Die zweite Auflage erschien 1837, die dritte 1839, die vierte 1841, die fünfte 1844. Bis zu dieser fünften Auflage hat Heine stetig an seinem Buche gefeilt und geändert. Bis zum Tode des Dichters erschienen im ganzen dreizehn starke Auflagen.

Die Ausgaben, die Heine selbst im einzelnen nicht durchgesehen, enthalten viele Druckfehler. Sie datieren aus den Jahren 1849, 1851, 1854, 1855, 1857, 1858, 1859, 1860, 1864, 1870, 1871, 1872, 1874, 1875, 1876, 1877, 1878, 1885. Bis zu dem Zeitpunkte, wo die Werke Heines nach unserem deutschen Gesetz frei wurden, hatte Campe also über 50 große Auflagen des „Buches der Lieder“ gedruckt. Besonders gesetzte Auflagen (von den gesamten Ausgaben) mögen im ganzen etwa fünfzehn erschienen sein, von denen in späterer Zeit größere Quantitäten, so von einem Neusatz 10 000 Exemplare mit drei laufenden Auflagebezeichnungen gedruckt wurden. Später traten Stereotypplatten ein. Das „Buch der Lieder“ ist sechsmal neu stereotypiert worden, die Platten der Gesamtausgaben wurden auch zu Einzeldrucken benutzt.

Von Interesse dürfte es für den Bibliophilen sein, daß ein einziges Exemplar in Broner-Druck existiert. Es ist von der Offizin Holzhausen in Wien hergestellt und befindet sich in den Händen des Verlagsbuchhändlers Julius Campe (Sohn) als ein Geschenk der Offizin: also eine Auflage in einem Exemplar.

Auch das ist nicht uninteressant für den Bibliophilen, daß eine Ausgabe aus dem „Buch der Lieder“, aus den „Neuen Gedichten“ und dem „Romanzero“ (für Frauen) unter dem Gesamttitel „Neuer Frühling“ gedruckt wurde, die zwar keinen Anklang gefunden, gleichwohl aber sehr selten geworden ist.

Ehe ich von dieser Ausgabe zu den kastrierten Editionen übergehe, möchte ich noch einen Punkt erledigen, der allerdings mehr für die Bibliomanie von Interesse zu sein pflegt, nämlich den etwaiger komischer oder seltsamer Abnormitäten. Solche existieren meines Wissens im „Buch der Lieder“ nicht. Auch Julius Campe, den ich darnach befragte, sind sie nicht bekannt; nicht einmal die Druckfehler enthalten Kuriosa.

Viel interessanter sind die Korrekturen und Verbesserungen, die Heine vor dem Druck angebracht; aber ich weiß nicht, ob auch diese Dinge sich noch in das

Besitze des Herrn Verlagsbuchhändlers Campe befinden dürfte. Aber auch in verschiedenen Autographensammlungen, wie in denen der Herren Karl Meinert in Dessau, Alexander Meyer-Cohn in Berlin, ferner im Nachlasse des Amtsgerichtsrats Sethe, bei der Freifrau Elise von König-Warthausen, in öffentlichen Bibliotheken u. a. finden sich noch Manuskripte des Werkes vor. (Siehe die 2. und 3. Beilage.)

Die meisten Kastrierungen hat wohl das „Buch der Lieder“ durch die Censur erlitten. Ich kann allerdings nicht bestimmt sagen, welchem Censor das Buch vorgelegen und ob es überhaupt in der ersten Auflage sich einer Censur zu unterwerfen hatte. Jedenfalls hat diese Censur keine interessanten oder komischen Verbrechen an den Werken begangen, die der Erwähnung wert wären. Geschulte Bibliographen werden den Versuch, der neuerdings wiederholt unternommen worden und dessen auch ich mich hier anzuklagen habe, nämlich den einer kastrierten Ausgabe von Heines Gedichten für die Frauenwelt oder in usum tironum, kaum in dieses Kapitel stellen, und doch gehört er, wenn man es streng nehmen will, hierher. Ich hatte, als ich diesen Versuch zuerst wagte, die feste Ueberzeugung, daß Heine selbst eine solche kastrierte Ausgabe gebilligt hätte, wie merkwürdig dies auch klingt. Er hatte ja in den letzten Jahren die Absicht, alles, was aus der früheren blasphematischen Periode noch vorhanden war, die schönsten „Giftblumen“ aus seinen poetischen Werken, mit entschlossener Hand auszureißen. Den Ausschlag gab bei mir der Wunsch, auch jenen Kreisen ein anderes Bild, und zwar ein besseres von der dichterischen Individualität Heines vorzuführen, als das ist, welches man bisher für das allein wahre ausgegeben hat. Ich kann nicht gerade sagen, daß mein Versuch geglückt ist; beim Publikum wohl, bei der Kritik jedoch durchaus nicht, und ein deutscher Dichter, der auf den Namen Hugo Andriessen hört, hat sogar in Heines Manier auf diese kastrierte Ausgabe ein, ich muß es objektiv sagen: recht hübsches, wenn auch etwas frivoles Gedicht gemacht.

Ein besonderes Interesse gewähren die Worte, die Heine in der Vorrede zur zweiten Auflage seines „Buches der Lieder“ über den Anblick, den die erste Auflage in ihm erweckt, mittheilt. Er sagt dort, er habe fast ein ganzes Jahr gezaudert, ehe er sich zur flüchtigen Durchsicht des Büchleins habe entschließen können. „Sein Anblick erweckte in mir nur jenes Unbehagen, das mir einst vor zehn Jahren bei der ersten Publikation die Seele beklemmte. Verstehen wird diese Empfindung nur der Dichter oder Dichterling, der seine ersten Gedichte gedruckt sah. Erste Gedichte! Sie müssen auf nachlässigen, verblichenen Blättern geschrieben sein, dazwischen hie und da müssen welke Blumen liegen oder eine blonde Locke oder ein verfärbtes Stückchen Band, und an mancher Stelle muß noch die Spur einer Thräne sichtbar sein..... Erste Gedichte aber, die gedruckt sind, grell schwarz

gedruckt auf entsetzlich glattem Papier, diese haben ihren süßesten jungfräulichsten Reiz verloren und erregen bei dem Verfasser einen schauerlichen Mißmut.“

Was Heine von dem entsetzlich glatten Papier berichtet, ist eigentlich nur euphemistisch zu verstehen, denn das Papier dieser ersten Auflage ist nichts weniger als glatt. Ja, wenn Heine die Ausgaben des „Buches der Lieder“ hätte sehen können, die in den letzten zehn Jahren, seit das Monopol auf Heines Werke aufgehört hat, in allen möglichen und unmöglichen Ausstattungen und Formaten von Quart durch Oktav und Diamant bis zu Duodez und Sedez herab, ja sogar in Elzevier erschienen sind, dann würde er verwundert die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen und zu seinen Gedichten gesagt haben: Ich kenne euch nicht mehr! Das alles aber ist erst Material für den Sammeleifer des Bibliophilen der Zukunft. Er wird Prachtausgabendrucke auf Velin, vielleicht sogar auf Pergament, auf farbigem Papier oder aus anderen gewöhnlicheren Stoffen mit den kostbarsten Einbänden finden. In allen Ausgaben für Bücherfreunde steht ja Heines „Buch der Lieder“ so ziemlich obenan, aber eine Bibliographie dieser verschiedenen Ausgaben ist heute noch nicht von nöten, da sie in jedem Buchhändlerkatalog zu finden ist.

Viel interessanter wäre eine bibliographische Uebersicht der Illustrationen und Bilder, die zu Heines „Buch der Lieder“ oder im Anschluß an dieses entstanden sind. Die ganze Sammlung ist von Paul Thumann in seiner schlicht idealisierenden Weise sehr hübsch illustriert worden, ebenso von Grot-Johann und von Friedrich Stahl, von letzterem sogar in recht geistreicher und, soweit ich es beurteilen kann, auch dem Geiste der Gedichte am meisten entsprechender Manier. Hübsche Schattenrisse nach Art der Konewkaschen sind von H. Krüger zu den lustigsten der Heineschen Gedichte in flotter und feder Manier entworfen worden. Wir besitzen sogar seit mehreren Jahren eine illustrierte Gesamtausgabe von Heines Werken. Die Illustrationen stammen, wie auf dem Titelblatt angegeben, von Wiener Künstlern, die aber nicht genannt sind. Das Werk wird sicher einmal für den Bibliographen von Interesse sein, und zwar aus zwei Gründen: erstens, weil auf dem Titelblatt „Herausgegeben von Heinrich Laube“ steht, von dieser Herausgeberthätigkeit aber nicht die leiseste Spur in den gesamten sechs Bänden zu finden ist und auch das am Schlusse angeführte Leben Heines von einem jüngeren Autor, Alfred Klar, herrührt; zweitens, weil von den „Wiener Künstlern“, wie gesagt, kein einziger mit Namen angeführt ist, und weil — eine seltsame Verirrung — fast bei allen Gedichten des „Buches der Lieder“ in der dazugehörigen Illustration das Gesicht Heinrich Heines selbst in den mitunter komischsten Variationen erscheint. Dagegen fühle ich mich ganz inkompetent, auch nur eine Skizze der Bilder zu geben, die Motive aus dem „Buche

der Lieder“ entnommen haben; ich kann hier nur die Heinegalerie nach den Gemälden von E. Ehrenberg und mit Text von Ludwig Pietzsch anführen.

Auch das Verhältnis der Musik zum „Buch der Lieder“ bin ich nicht in der Lage, genauer zu erörtern. Ich möchte aber in dieser Beziehung auf Challiers ausgezeichneten Liederkatalog (Berlin 1885) hinweisen, wo sich die ergiebigsten Nachweise über Kompositionen und Komponisten von Heineliedern vorfinden, und nur noch erwähnen, daß das Gedicht „Du bist wie eine Blume“ 160 mal, „Leise zieht durch mein Gemüt“ 83 mal, „Ein Fichtenbaum steht einsam“ 77 mal, „Und wüßten's die Blumen, die kleinen“ 74 mal, „Du schönes Fischermädchen“ nicht weniger als 51 mal komponiert worden sind. Was Schumann, Mendelssohn und Schubert, was Rüden, Rubinstein, Franz, Brahms, Lachner, Liszt, Löwe, Dreyßhock u. a. für Heines Lieder gethan haben, darf ich als bekannt voraussetzen.

Unzweifelhaft werden auch einige von den Uebersetzungen des „Buches der Lieder“, welches, wie sich von selbst versteht, fast seit einem halben Jahrhundert in alle lebenden und mehrere toten Sprachen übertragen worden, einen besonderen bibliographischen Reiz haben, vor allem die eine, welche gegen Ende der dreißiger Jahre — in Nangasacki — in japanischer Sprache erschienen ist. Ueber diese heute sehr wertvolle Ausgabe sagt Heine selbst in seinen „Geständnissen“: „Keiner meiner Landsleute hat in so frühem Alter wie ich den Lorbeer errungen; und wenn mein Kollege Wolfgang Goethe wohlgefällig davon singt, daß der Chineser mit zitternder Hand »Werthern und Lotte auf Glas malt«, so kann ich, soll doch einmal geprahlt werden, dem chinesischen Ruhm einen noch weit fabelhafteren, nämlich einen japanischen entgegensetzen. Als ich mich vor etwa zwölf Jahren hier im Hotel des Princes bei meinem Freunde H. Wohrmann aus Riga befand, stellte mir derselbe einen Holländer vor, der eben aus Japan gekommen, dreißig Jahre dort in Nangasacki zugebracht und begierig wünschte, meine Bekanntschaft zu machen. Es war der Dr. Berger, der jetzt in Leyden mit dem Gelehrten Seybold das große Werk über Japan herausgiebt. Der Holländer erzählte mir, daß er einen jungen Japanesen Deutsch gelehrt, der später meine Gedichte in japanischer Uebersetzung drucken ließ, und dieses sei das erste europäische Buch gewesen, das in japanischer Sprache erschien“.

Der Artikel über Bibliomanie in Brodhaus' Konversationslexikon belehrt mich, daß zu den „durch Schicksal merkwürdigen Büchern“ auch solche gehören, die den eingeschriebenen Namen ihrer früheren Besitzer enthalten oder einst berühmten Besitzern angehörten. In dieser Beziehung dürften zwei Exemplare des „Buches der Lieder“ besonderes Interesse erwecken.

Zunächst das, welches ich selbst einmal auf dem Salontisch der Frau Charlotte Embden, der Schwester des Dichters, in Hamburg gesehen und das eine eigen-

händige Eintragung Heines enthält, noch mehr aber das, welches sich nach einer Mitteilung von A. Englert (Vierteljahrschrift für deutsche Literaturgeschichte, Bd. 5, S. 328) im Besitze der Witwe von Karl Heine in Paris befinden soll. In dieses ist nach der Versicherung jenes Autors ein im September 1825 in Nordern verfaßtes humoristisches Gedicht von Heine zum Geburtstag seiner Tante, Frau Betty Heine, eingetragen, welches „Sonnenaufgang“ betitelt und in dem freien Rhythmus der Nordseebilder gehalten ist. Dieses Gedicht ist leider bisher unbekannt geblieben, und nur den Anfang hat A. Englert in dankenswerter Weise mitgeteilt. Er lautet:

Sonne, purpurgeborne,
Glänzend im Glanz der Rubinentron
Steigst du empor
Aus deinem Palast von Krystall;
Vor dir, wie Blumenmädchen am Festtag,
Tanzen die jungen Morgenlichter
Und streuen dir Rosenblätter,
Und unter Triumphportalen,
Gewölbt aus Wolkenmarmor,
Wandelst du siegreich
Ueber die leuchtende Wasserbahn,
Und wohin du gelangst,
Entflieht die Nacht
Mit hastigem Schattenschritt,
Und lichtgewedt erschließen sich freudig
Die bunten Augen der Blumen
Und die lieben Herzen der Menschen,
Und aus den grünen Dornen erschallt
Befiederte Jubelmusik.

Dieser Anfang läßt es mehr als lebhaft bedauern, daß das merkwürdige Exemplar vielleicht für immer verloren gegangen ist; denn auf meine wiederholten Bitten, zunächst direkt, dann durch eine hochangesehene Mittelsperson, welche der jüngst verstorbenen Dame sehr nahe stand, ließ mir diese bestimmt und feierlichst erklären, „daß sie weder ein Buch von Heine, noch auch nur eine einzige von ihm geschriebene Zeile besitze!“ Wo ist ein bibliographischer Derindur, der dieses Rätsel lösen könnte?

Es bleibt nur noch ein kleines Kuriosum oder, wenn man will, ein hübscher Scherz zu erwähnen übrig. Ein Buch, das zugleich ein Monument ist, dürfte gewiß die größte bibliographische Seltenheit sein. Das „Buch der Lieder“ ist aber ein solches, denn Maximilian Heine, der Bruder des Dichters, erzählt in seinen „Erinnerungen“ (Berlin 1868, S. 87) von einer unvergeßlichen Stunde, die er in Paris am Krankenbette seines Bruders verbracht und in der auch die Rede darauf kam, ob der Dichter jemals ein Monument in seinem Heimatlande erhalten werde.

„In Hamburg habe ich schon eins“, unterbrach ihn mit satirischem Lächeln der Dichter.

„Wo?“ rief Maximilian erstaunt aus.

„Wenn du von dem Börsenplatz dich links hältst, so siehst du ein großes Haus, das dem Verleger meiner »Reisebilder«, Herrn Julius Campe, gehört. Das ist ein prachtvolles Monument aus Stein, in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen meines »Buches der Lieder«!“

An diesem Hause befindet sich jetzt auch eine Gedenktafel mit einem Relief für den Dichter des „Buches der Lieder“.

Elftes Kapitel. Heine contra Maßmann.

Vielleicht mehr noch als durch seine Bemühungen um das Turnen und seine Arbeiten in der mittelhochdeutschen Litteratur ist Maßmann durch die Angriffe Heinrich Heines bekannt geworden und geblieben. Vom Jahre 1828 ab bis zu seinem Tode verfolgte Heine Maßmann mit seinem bittersten Spott. Zum ersten Male begegnen wir ihm in den „Reisebildern“ in dem Kapitel „Reise von München nach Genua“. Dort wird er als der „Demagog des neuen Athens“ in folgender Weise geschildert:

„Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, die Figur . . . etwas genauer zu bezeichnen. Ob diese Figur mit Recht behauptet, daß ihr Kopf etwas Menschliches habe und sie daher juristisch befugt sei, sich für einen Menschen auszugeben, das lasse ich dahingestellt sein. Ich würde diesen Kopf vielmehr für den eines Affen halten; nur aus Courtoisie will ich ihn für menschlich passieren lassen. Seine Bedeckung bestand aus einer Tuchmütze, in der Form ähnlich dem Helm des Mambri, und steifschwarze Haare hingen lang herab und waren vorn à l'enfant gescheitelt. Auf diese Vorderseite des Kopfes, die sich für ein Gesicht ausgab, hatte die Göttin der Gemeinheit ihren Stempel gedrückt, und zwar so stark, daß die dort befindliche Nase fast zerquetscht worden; die niedergeschlagenen Augen schienen diese Nase vergebens zu suchen und deshalb betrübt zu sein; ein übelriechendes Lächeln spielte um den Mund, der überaus liebreizend war und durch eine gewisse frappante Ähnlichkeit unseren griechischen Alerdichter zu den zartesten Chafelen begeistern konnte. Die Bekleidung war ein altdeutscher Rock, zwar schon etwas modifiziert nach den dringendsten Anforderungen der neuuropäischen Civilisation, aber im Schnitt noch immer erinnernd an den, welchen Arminius im Teutoburger Walde getragen, und dessen Urform sich unter einer patriotischen Schneidergesellschaft ebenso geheimnisvoll-traditionell erhalten hat wie einst die gotische Baukunst unter einer